

mit 15 seiten
feministischer
kampftag

Mit Haut und
Haaren

Sind Sie eigentlich schön? Finden Sie mich schön? Und sind das Fragen, mit denen wir uns beschäftigen sollten? Ob wir wollen oder nicht: Die meisten von uns stellen sich solche Fragen manchmal. Im Wissen darum, dass gesellschaftliche Normen wie Schönheit uns einengen, dass wir mit ihnen hadern, dass wir sie doch eigentlich aufzubrechen versuchen. Veraltet kommen uns Fragen wie diese auch schnell vor. So als ob wir sie spätestens im vergangenen Jahrhundert zurückgelassen haben sollten, um selbstbestimmt zu leben.

Überhaupt scheint Selbstbestimmung das wesentlich relevantere Thema zu sein. Körperliche Selbstbestimmung zum Beispiel ist als zentrales feministisches Thema kaum mehr wegzudenken. Das Selbstbestimmungsgesetz, das die Rechte von trans, inter und nichtbinären Menschen stärken soll, soll demnächst im Bundestag beschlossen werden.

Dass wir uns in der Debatte um Selbstbestimmung trotzdem mit Äußerlichkeiten auseinandersetzen müssen – dieser komplexen Gemengelage widmen wir die vorliegende Ausgabe zum feministischen Kampftag am 8. März. Mit dem Symbol unserer feministischen Kampftagsausgabe brechen wir das gängige Bild für Weiblichkeit auf: Das Venusymbol, das einen Spiegel darstellen soll, zerbricht.

Was bedeutet selbstbestimmte Schönheit im Jahr 2024? Ist es unfeministisch, sich mit der Abnehmspritze Ozempic behandeln zu lassen? Wir berichten von Schönheitsnormen in der Rhythmischen Sportgymnastik – einer Sportart, die nur für Mädchen und Frauen bei Olympia zugelassen ist. Ästhetik spielt bei diesem Sport eine zentrale Rolle. Wir sprechen mit der Grünen Tessa Ganserer, die als eine der beiden ersten Bundestagsabgeordneten offen trans lebt, und gehen mit ihr der Frage nach, ob Normschönheit für trans Personen auch die eigene Sicherheit betreffen kann. Eine Bilderstrecke zeigt ikonische Fotos des Protests, die Ästhetik des Widerstands. Wir widmen uns KI-generierten Influencerinnen, Haut und Haaren, dem Alter und natürlich der Jugend: Welche Schönheitstrends werden aktuell auf TikTok verhandelt? Und nehmen Jugendliche diese als Druck wahr?

Wir berichten aus einem antirassistischen Beautysalon und von Frauen, die sich als sogenannte Tradwives präsentieren wie in den 1950ern – auch das unter dem Deckmantel der Selbstbestimmung. Menschen mit Behinderung sprechen darüber, wie sie sich anziehen und welchen Einfluss das auf sie hat. Und ja, gegen Ende wird auch die Systemfrage gestellt. Ob schön und gut, entscheiden Sie selbst. Wir wünschen eine interessante Lektüre.

Ulla Dahmen, Patricia Hecht, Manuela Heim, Anja Krüger, Martina Mescher, Adefunmi Olanigan, Nicole Opitz, Dinah Riese, Carolina Schwarz und Sonja Trabandt



„An Mode und Make-up war ich schon immer interessiert, habe mich aber oft nicht repräsentiert gefühlt“: Luisa L’Audace, Autorin und Beraterin für Inklusion. Mehr zu ihr auf Seite 4
Foto: privat

Ein ganzes taz-Dossier über Schönheit – und das zum feministischen Kampftag? Ja, weil der Umgang mit dem Aussehen auch im Jahr 2024 noch eine eminent politische Frage bleibt. Es geht um den Druck durch gesellschaftliche Normen und den Kampf um Selbstbestimmung
2-13, 18, 20, 24, 25, 27

Die taz wird ermöglicht durch
23.027
GenossInnen, die in die Pressevielfalt investieren.
Infos unter geno@taz.de oder 030 | 25 90 22 13
Aboservice: 030 | 25 90 25 90
fax 030 | 25 90 26 80
abomail@taz.de
Anzeigen: 030 | 25 902 -130 / -325
anzeigen@taz.de
taz Shop: 030 | 25 90 21 38
Redaktion: 030 | 259 02-0
fax 030 | 251 51 30,
briefe@taz.de
taz
Postfach 610229, 10923 Berlin
twitter.com/tazgezwitscher
facebook.com/taz.kommune
www.taz.de

Ausgabe Berlin
Nr. 13329
€ 4,60 Ausland
€ 3,90 Deutschland
4 195915 703903
50610

VERBOTEN

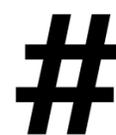
Guten Tag,
meine Damen und Herren!

Was wirklich schön ist, liegt seit jeher im Auge der Betrachter*in. Ganz besonders hübsch fanden jedenfalls viele den Lokomotivstreikführer Claus Weselsky mit angedrohter Dauerwelle auf dem taz-Titel vom Dienstag. Die zuständige Redakteurin geht deshalb jetzt auf großzügige Einladung einer begeisterten Leserin aus Bremen, die „mit frisch gewaschenen, geföhnten und gesprayten Haaren“ grüßte, rechtzeitig vor dem Berliner Frauenfeiertag schnell noch

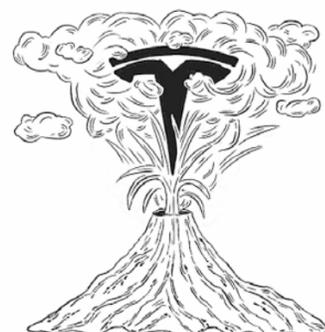
zur Frisör*in.

Bremen gegen die AfD
Rot-grün-rote Koalition will Verbotverfahren im Bundesrat vorantreiben
15

Allein auf rechter Flur
Nach Trumps Triumph am Super Tuesday gibt Konkurrentin Haley auf
17, 18



#TeslaTerror
von Paula Troxler



14, 19

Sollten sich Feminist*innen überhaupt mit ihrem Aussehen beschäftigen?



Keine Feministin, aber Rolemodel: Mode-Unternehmerin Kim Kardashian Foto: Shaniqwa Jarvis/The New York Times/laif

ja

Zwar verstehe ich den Wunsch nach einer Welt ohne Vergleiche, in der Schönheit und Aussehen keine Rolle mehr spielen. Doch diese Welt existiert nicht.

Schönheit und Aussehen sollten nicht zum Mittelpunkt der eigenen Existenz gemacht werden. Dennoch spielen sie eine Rolle in den Fragen: Wer erhält Zugang zu welchen Berufen und finanziellen Vorteilen? Wer darf sprechen und erhält Sichtbarkeit? Wessen Sicherheit ist zusätzlich bedroht?

Die Diskussionen um Schönheit findet zumeist aus einer privilegierten Perspektive statt. Wenn unser Feminismus intersektional sein soll, müssen wir die Lebensrealitäten vieler mitdenken und ihren Blick auf Schönheit.

Für mich persönlich hat mein Aussehen Bedeutung darin, wie ich als Frau wahrgenommen werde, aber auch Rassismus erlebe. So wurde mir gesagt, der hellere Branton einer Freundin sei sowieso der allerschönste. So dunkel wie mein Vater, das fänden andere

hässlich. Und ich sei aber hübsch für eine Schwarze. Mein Aussehen ist in dem Sinne auch politisch. Nicht nur in der Frage, ob ich mich schön mache, sondern auch, welchem Ideal ich folge. Ob ich aus einem Gefühl von Sicherheit versuche, mich an eine akzeptierte Vorstellung anzupassen oder daraus auszubrechen.

Was wir als schön ansehen und was wir mit Aussehen von Menschen verbinden, ist nicht universell. Im ersten Eindruck zählt der oberflächliche Blick. Egal, wie wer handelt, immer sieht man auf irgendeine Art und Weise aus und andere ordnen es ein. Sie packen das, was eine*n auf den ersten Blick vermeintlich ausmacht, in Boxen und versuchen, eine Person als Ganzes zu erfassen. Vom Aussehen lesen Menschen viel voneinander ab. Sie schließen auf Alter, Herkunft, Femininität und Maskulinität, sexuelle Orientierung, Armut und Reichtum, Intelligenz und körperliche Fähigkeiten. Dagegen ist nichts zu

machen. Und es wäre kein Problem, würden nicht vorschnelle Annahmen zu Ausgrenzung und Diskriminierung führen.

Ignorieren wir die Rolle von Aussehen, weil wir doch alle Feminist*innen sind, ist das wie zu sagen: „Ich sehe keine Hautfarben“, weil wir doch alle Menschen seien. Es ist, als würden wir nicht über Colourism reden, weil Rassismus grundsätzlich problematisch ist. Das ist ignorant gegenüber anderen Lebensrealitäten.

Für mehrfach marginalisierte FLINTA* verzahnt sich das Thema Aussehen mit anderen Diskriminierungsformen. Dann, wenn FLINTA* vorgeschrieben wird, wie sie mit ihrem Aussehen umgehen, ob sie ein Kopftuch tragen dürfen oder eines tragen müssen. In der Frage, wem ein Frauen sein zugesprochen wird. Inwieweit erfahren trans* Frauen oder trans* Männer Akzeptanz, wenn sie nicht ein Geschlechts- und Schönheitsideal er-

nein

Kann ich noch Feministin sein, wenn ich mich schminke, mir Botox spritzen lasse, nicht zu meinem dicken Bauch stehe? Wen Fragen wie diese umtreiben, lebt womöglich am Feminismus vorbei.

Die US-amerikanische Autorin bell hooks definiert Feminismus kurz und knapp als „Bewegung, um Sexismus, sexuelle Ausbeutung und sexuelle Unterdrückung zu beenden.“ Feminismus will das Patriarchat abschaffen. Feminismus muss also systemverändernd sein. Eine glatte Stirn trägt dazu weder bei noch stört sie – sie ist einfach nicht zentral. Dennoch reden wir ständig über das Aussehen.

Natürlich ist Schönheit als Konstrukt ein feministisches Thema. Welche Körper gelten als schön? Warum? Wer definiert das? Naomi Wolf beschrieb schon vor 30 Jahren, dass der Mythos Schönheit ein Auswuchs des Patriarchats sei. Mit zunehmendem Zugang von Frauen im Westen zum Arbeitsmarkt sei ihnen neben Care- und Erwerbsarbeit eine dritte Schicht auferlegt worden: die Schönheitsarbeit, die im Prinzip nie ein Ende findet, denn keine ist perfekt.

Frauen, so Wolf, seien den Schönheitsmythos erst dann los, wenn sie sich wirklich frei entscheiden könnten, was sie mit ihrem Gesicht und Körper anstellen. Eine freie Entscheidung ist aber eine vage Sache in einem System, das Schönheit belohnt. Das Nicht-Streben nach Schönheit könnte für Frauen zu finanziellen Nachteilen führen, *pretty privilege* ist hier das Stichwort. Frauen verdienen mehr, wenn sie gut aussehen. Männer auch, nur ist bei ihnen ist die Definition von schön sehr breit. Bei Frauen heißt sie: jung, schlank, mädchenhaft. Das ist kein Zufall. Alte Frauen sind stärker, erfahren. Sie haben gelernt, zu widersprechen.

Wir werden aber alle alt. Warum sollten Frauen sich mit dem Jungbleiben stressen? Schönheitsarbeit ist Arbeit, deshalb wirken Menschen, die sich dieser Arbeit verweigern, auch immer sehr lässig. Menschen, die sagen: Ich lasse alle Falten zu, ich scheiß auf die Normen, ich lasse meine Bein- und Achselhaare wachsen. Sie widersetzen sich sichtbar dem Schönheitsdruck, und das wirkt sehr cool. Aber letztlich ist auch das erst einmal nur Styling. Eine Person kann wie ein*e Vorbildfeminist*in aussehen, sich aber wie ein unsolida-

risches A*loch verhalten. Ein*e Genos*s*in mit immer perfekt gemachten Nägeln kann für die feministische Sache die härtesten Krallen ausfahren.

Es gibt keine Definition davon, wie eine gute Feminist*in auszusehen hat. Dementsprechend kann kein Aussehen feministisch oder unfeministisch sein. Das hält natürlich keinen Menschen davon ab, diese Verbindung immer wieder herzustellen. Leute sagen: „Die sieht aus wie eine Emanze!“ Und Thomas Gottschalk sagt in Bezug auf die deutsche Rapperin Shirin David, dass es ja wohl kein Zeichen von Feminismus sei, „wenn man sich hübscher machen lasse.“ Was macht eine Person wirklich zur Feminist*in, das ist doch die Frage. Was heißt es, feministisch zu leben?

Für die Autorin Sara Ahmed ist Feminismus eine Störung, Feminist*innen seien deshalb immer in der Rolle der Spaßbremse, der killjoys. Das, worauf sich alle geeinigt haben, was die Norm ist, wird von Feminist*innen in Frage gestellt. In ihrem „killjoy manifesto“ schreibt Ahmed etwa als Grundsatz: „Ich bin nicht gewillt, dazuzugehören, wenn Zugehörigkeit bedeutet, einem System anzugehören, das ungerecht, gewalttätig und ungleich ist.“ Das ist ein harter Punkt, bezieht man ihn etwa auf den Ort, an dem man arbeitet und Geld verdient. Führen meine feministischen Grundsätze womöglich dazu, einen Job zu kündigen? Kann man Organisationen wirklich nicht von innen heraus verändern? Unter welchen Bedingungen doch?

Feministisch handeln ist der Versuch, sexistische Strukturen zu verändern – der Schönheitsmythos ist so eine Struktur. Welches Verhalten, welche Aktionen sind dazu geeignet, hier etwas zu verändern? Ich persönlich habe Zweifel daran, dass normkonformes Styling ein widerständiges Potential hat. Sich anzupassen ist aber auch in Ordnung, natürlich. Naomi Wolf meint, es sei noch immer unmöglich für eine Frau, richtig auszusehen. Erst, wenn man das einmal verstanden habe, könnten wir endlich darauf achten, was die Frau sagen wolle. Wir sollten mehr darauf achten, was gesagt und getan wird, als wie wir dabei aussehen. Feminismus ist keine Frage des individuellen Looks. Feminismus ist eine Frage der kollektiven Emanzipation. *Katrin Gottschalk*

füllen? Inwieweit erfahren sie dann mehr Diskriminierung und was machen wir als Gemeinschaft dagegen? Wenn Menschen vor einem vermeintlich unangepassten Auftreten zurückschrecken, ist es unsere Pflicht, auch das zum Diskurs zu machen.

Und nicht darauf zu warten, dass eine bestimmte Körperform, bestimmter Haarstil erst durch Kim Kardashian normalisiert wird. Oder dass bodenlange Kleider in Kombination mit einem Kopftuch bei der weißen Schauspielerin Anya Taylor zur Premiere von *Dune 2* gefeiert werden, während Schüler*innen in Frankreich das Tragen einer Abaya verboten wird. Wer bestimmt den Diskurs, was gesellschaftlich als schön empfunden wird?

In diese Machtstrukturen muss unser Feminismus einhaken. Wenn wir also über Schutz vor Gewalt sprechen, über Ungleichbehandlung in der Arbeitswelt, über Selbstbestimmung unserer Körper, dann müssen wir auch

über das vermeintlich Äußerliche sprechen.

Dafür müssen wir Diskriminierungsformen und Missstände, die FLINTA* aufgrund ihres Äußeren erfahren, zunächst anerkennen und immer wieder beleuchten. Dann können wir über die Ungleichverteilung von Kapital sprechen, darüber, wie sich gesetzliche Rahmenbedingungen von Grund auf ändern müssen. Aber zugleich Lösungen dafür suchen, dass zwar mehr Frauen in bedeutende Positionen kommen, Bewerber*innen mit Kopftuch oder hyperfemininen Aussehen dennoch geringere Chancen haben. Wir können fordern, dass Täter härter belangt werden müssen, statt Opfer in Gruppen aufzuteilen, denen mehr oder weniger geglaubt wird – je nach Aussehen. Dadurch kann das Sprechen zu einem intersektionalen Feminismus mit vielfältigen Perspektiven anregen. Denn Missstände sind nie losgelöst vom Äußeren. *Adefunmi Olanigan*

Die weiblichste aller Sportarten

Rhythmische Sportgymnastik ist die einzige olympische Disziplin nur für Frauen und Mädchen. Schönheit spielt auf der Matte eine zentrale Rolle

Von Sandra Schmidt

Welch ein Szenario: Eine Sportart, in der nur Frauen mitmachen, in der Frauen das Regelwerk bestimmen, Frauen die wichtigen Trainerinnenjobs der Welt besetzen und Frauen entscheiden, wer gewinnt. Wäre das nicht eine Spielwiese für emanzipierte Körperbilder und weibliche Selbstbestimmung fernab patriarchaler Machtstrukturen? Nun, die Sportart gibt es: Sie heißt Rhythmische Sportgymnastik (RSG) und ist diesen Sommer bei den Olympischen Spielen die einzige Disziplin, die dem weiblichen Geschlecht vorbehalten ist. In etwa so sieht das Ganze aus: Gymnastinnen betreten in glitzernden, eng anliegenden Anzügen den beigefarbenen Teppich. Alle lächeln, fast alle mit rot angemalten Lippen. Alle tragen ihr Haar in einem strengen Dutt mitten auf dem Kopf. Ihre Küren dauern anderthalb Minuten, dazu läuft Musik. Sie werfen Bälle, Reifen oder Keulen hoch in die Luft, schlagen Kapriolen und fangen die Geräte auf wundersame Art wieder auf. Die Mädchen und sehr jungen Frauen drehen sich bis zu acht Mal auf einem Bein um die eigene Achse, wobei das andere Bein am Ohr anliegt, als gehöre es nicht zu ihnen. Kampfrichterinnen vergeben Noten für Schwierigkeit, Ausführung und Artistik und küren aller Wahrscheinlichkeit nach die Deutsche Darja Varfolomeev zur Olympiasiegerin. Es wird von der „weiblichsten aller Sportarten“ die Rede sein.

„Ich verstehe, was die Leute meinen: Es ist eine sehr ästhetische Sportart. Die Gymnastinnen sehen schön aus, weil sie sich schön herrichten. Dann ha-

ben sie noch schöne Anzüge an und zeigen im Wettkampf Perfektion, Anmut und Leichtigkeit – so kommen all diese Ideale zusammen.“ Marlene Kriebel, 25, kennt sich aus in der RSG: Als Vierjährige folgte sie ihrer Schwester in die Sportart, mit 14 wurde sie Jugendmeisterin, trainierte an einem Bundesstützpunkt, gewann etliche Medaillen bei Deutschen Meisterschaften. Aktuell ist sie Kapitänin der besten deutschen Gruppe vom TV Dahn aus Rheinland-Pfalz, sie tritt in der Bundesliga an und arbeitet als Landestrainerin in ihrem Verein.

Kriebel weiß, wie viele harte Trainingsstunden es braucht, um eine Übung im Wettkampf vorzubehalten. In etwa so sieht das Ganze aus: Gymnastinnen betreten in glitzernden, eng anliegenden Anzügen den beigefarbenen Teppich. Alle lächeln, fast alle mit rot angemalten Lippen. Alle tragen ihr Haar in einem strengen Dutt mitten auf dem Kopf. Ihre Küren dauern anderthalb Minuten, dazu läuft Musik. Sie werfen Bälle, Reifen oder Keulen hoch in die Luft, schlagen Kapriolen und fangen die Geräte auf wundersame Art wieder auf. Die Mädchen und sehr jungen Frauen drehen sich bis zu acht Mal auf einem Bein um die eigene Achse, wobei das andere Bein am Ohr anliegt, als gehöre es nicht zu ihnen. Kampfrichterinnen vergeben Noten für Schwierigkeit, Ausführung und Artistik und küren aller Wahrscheinlichkeit nach die Deutsche Darja Varfolomeev zur Olympiasiegerin. Es wird von der „weiblichsten aller Sportarten“ die Rede sein.

„

„Wenn du ein Kind bist und trainierst, als wärst du ein Arbeiter, gibt es nicht viel Spielraum für Individualität“

Guadalupe Aizaga, Ex-Gymnastin

fizierungsingenieurin in der Pharmabranche. Durch den Sport, mit dem in Deutschland kein Geld zu verdienen ist, habe sie sich positive Eigenschaften angeeignet: „Disziplin, Selbstbewusstsein, Eigenständigkeit“. Die Schminke und der perfekte Dutt gehören auch für Kriebel einfach dazu: „Wenn ich mich für einen Wettkampfschminke, dann möchte ich mich auch wohlfühlen und schön machen.“ Was das auch im Kinderbereich verbreitete Schminken betrifft, frage sie sich schon manchmal: Muss das jetzt sein? Kriebel beobachtet, dass es meist die eigenen Eltern sind, die ihre Kinder vor dem Wettkampfschminken. In ihrem Verein achte man aber auf „Altersgerechtigkeit“. Für kleine Mädchen gebe es höchstens, „ein bisschen Glitzer im Gesicht“, keine knallroten Lippen.

Laut Reglement gibt es weder für extravagante Anzüge noch für rote Lippen oder Haarstyling Punkte. „Die Frisur muss sauber und fest sein“, so der einzige diesbezügliche Satz im Reglement. Und doch: Kurze Haare? Undenkbar. Ein Stirnpony? Nie gesehen. In der Maximalen Abweichung vom Ideal: ein Pferdeschwanz. Kriebel sagt: „Ich kann mir nicht vorstellen, dass eine Gymnastin sagt: Ich schneide mir jetzt die Haare kurz, weil ich rebellisch unterwegs bin.“ Sie selbst trägt sie nach der Wettkampfsaison gern etwas kürzer.

Die Sportgymnastik ist eine Erfindung der Sowjetunion, gedacht als eine Art Ballett mit Handgeräten. Im olympischen Mehrkampf gingen seit 1996 mit einer Ausnahme alle Medaillen an Russinnen, Belarussinnen und Ukrainerinnen. In Russland ist die RSG nationale Angelegenheit – und das nicht erst, seit Olympiasiegerin Alina Kabajewa als mutmaß-

liche Freundin Putins auf den Sanktionslisten landete, die die USA im Zuge des Angriffskriegs auf die Ukraine veröffentlichte. Die Macht der russischen Verbandspräsidentin Irina Viner geht weit über das aktuell für internationale Wettkämpfe gesperrte Land hinaus. Auch, weil seit dem Ende der Sowjetunion Hunderte der dort ausgebildeten Trainerinnen in der ganzen Welt agieren.

„Sehr jung, extrem dünn, sehr lange Beine, kein Gramm Fett, keine Kurven, keine Hüften, keine Brüste, kein Hintern, also gar nichts,“ so beschreibt Guadalupe Aizaga das Schönheitsideal der RSG. Mit der Auswahl Argentinien gewann sie bei den Südamerikaspielen 2006 die Silbermedaille. Als Fotografin betrachtet sie Gymnastinnenkörper seitdem oft durch die Linse. Das Schönheitsideal mache nicht nur Anleihen im klassischen Ballett, sondern auch in der Welt der Haute Couture: „Das Modeideal ist in der RSG noch extremer. Und dort ist es grotesk, weil du in diesem Sport neben Beweglichkeit vor allem Kraft brauchst. Für Kraft braucht es Muskeln, aber die darf man auf keinen Fall sehen.“

Auch Aizaga trainierte in Buenos Aires unter einer russischen Cheftrainerin. Die habe große Expertise gehabt, aber eben auch klare Vorstellungen – auf eine simple Formel gebracht: Idealgewicht gleich Körpergröße minus 120. „Der Druck, ein bestimmtes Gewicht zu erreichen, war viel größer als der Druck durch Training oder Wettkampf“, erinnert sie sich. Aizaga selbst und all ihre Teamkameradinnen hätten mit großer Verspätung erstmals menstruiert, manch eine erst nach Karriereende: „So viel zum Thema weiblichste Sportart!“

Dabei ist auch die physische Beschaffenheit laut Reglement kein Kriterium für die Bewertung der sportlichen Leistung. Anders als in Sportarten, in denen es Gewichtsklassen gibt oder ein geringes Gewicht die Leistung bis zu einem bestimmten Punkt positiv beeinflussen kann – wie dem Skispringen oder dem Klettern –, gibt es in der RSG nur ein Motiv für die oft spindeldürren Körper: das ästhetische Ideal.

Dem entspricht Darja Varfolomeev, fünfmalige Weltmeisterin von 2023, in Perfektion. Hätte die heute 17-Jährige bei exakt gleichen Darbietungen mit zehn Kilo mehr auch gewonnen? Guadalupe Aizaga ist sich sicher: „Nein, die Kampfrichterinnen hätten ihr einfach nicht die gleichen Punkte gegeben.“ Varfolomeev begann als Dreijährige in Sibirien mit dem Sport und wechselte mit zwölf ins deutsche Nationalmannschaftszentrum in Schwaben, wo sie von einer weißrussischen Ex-Gymnastin betreut wird. Nach ihrem WM-Erfolg sagte eine Verbandsfunktionärin: „Wenn man in Stützpunkten und Vereinen fragt, wie sie werden wollen, sagen alle: So wie Dasha.“

Auch Guadalupe Aizaga hatte bei Wettkämpfen die Haare immer zum Dutt drapiert. Warum ähneln sich Gymnastinnen rund um den Globus so sehr? „Man kopiert das, was alle machen, das, was die Besten machen“, sagt Aizaga. Das habe auch mit dem jungen Alter zu tun. „Wenn du noch ein Kind bist und so viel trainierst, als wärst du ein Arbeiter, dann gibt es nicht viel Spielraum für Individualität.“ Die Frage, ob man das alles selbst so wolle, stelle sich gar nicht. Das Ideal hätten alle klar vor Augen, auch in Argentinien: die russische Schule.

Ein Blick zum Geräteturnen zeigt, dass Entwicklung möglich ist. Auch hier war das Körperideal bis Ende der 1980er Jahre homogen: möglichst klein, leicht und jung sollten Turnerinnen sein – denn so sahen die Siegerinnen aus Rumänien und der Sowjetunion eben aus. Heute gibt es nicht nur hoch- und ausgewachsene Frauen in der Weltspitze, sondern mit Simone Biles, die vor

An der Spitze: Darja Varfolomeev bei der Weltmeisterschaft 2023
Foto: Schreyer/imago

Anzeige

FAIR FUCKING
MösenMonat März 2024

KEINE KOMPROMISSE
THINK GLOBAL
- FUCK LOCAL

sExklusivitäten
feminist · fair · toys · porn · lectures

Sprungkraft nur so strotzt, auch einen Superstar, der mit dem früheren Ideal kaum etwas gemein hat.

Marlene Kriebel und Guadalupe Aizaga zumindest beobachten auch in der RSG Veränderungen. Sie sei überzeugt, sagt Kriebel, dass die Einstellung zum Körperideal in der Weltspitze „toleranter“ geworden ist. Auch der Altersdurchschnitt, sagt Aizaga, sei international gestiegen.

Die Spielwiese, sie darf kommen.

04 feministischer kampfstag

Auf taz.de gibt es ein weiteres Protokoll von Alana Reimer



Melis Gedik, 26, ist auf Instagram unter @rockahontaz aktiv und Studentin aus Frankfurt
Foto: privat

„Es ist fast eine Form von Protest, mich selbst gut zu finden“

Wie schauen Frauen mit Behinderung auf ihre eigene Schönheit? Und wie ändert sich das mit dem Erwachsenwerden? Drei Protokolle

Von Beate Scheder

„Ich muss mich nicht verstecken“

Mein Rollstuhl ist mein Thron. Natürlich zieht er den einen oder anderen Blick auf mich. Um ihn noch schöner zu machen, habe ich mir Speichenschutz besorgt, die ich passend zu meinem Outfit und meiner Laune auswähle. Auf einem sind Nicki Minaj und Beyoncé abgebildet, auf dem anderen Tupac und Aaliyah.

Schon im Kindergarten habe ich mir jeden Abend meine Outfits für den nächsten Tag zurechtgelegt. Meine Mutter durfte nicht mitentscheiden, was ich anziehe. Auch heute liebe ich es, mich hübsch zu machen.

Ich fühle mich immer schön, besonders, wenn ich mir Zeit für mein Outfit und Make-up genommen habe. Es gibt Tage, an denen bin ich eher lässig unterwegs. An anderen mag ich es femininer.

Da ich etwas kleiner bin, gibt es das meiste, was ich gerne tragen würde, gar nicht in meiner Größe. Aber ich habe meine Tricks: Ich kramle Jogginghosen nach innen oder schneide Ärmel ab. Manches bringe ich auch zum Schneider. Bei Schuhen ist es schwieriger: Ich habe Größe 29. Sneakers, die mir gefallen, werden in meiner Größe meist gar nicht produziert.

Als Kind konnte ich nicht damit umgehen, wenn Leute mich angestarrt haben. Mittlerweile genieße ich es sogar, wenn ich angeschaut werde. Andere müssen sich Mühe geben, aufzufallen. Ich muss nicht viel machen, um Aufmerksamkeit zu bekommen.

Ich finde es richtig toll, dass jetzt auch Marken normalisieren, dass Menschen im Rollstuhl sitzen. Sogar eine Barbie mit Rollstuhl gibt es inzwischen. Es könnten aber noch viel mehr werden.

Auf Social Media gehe ich auch selbst Kooperationen mit Modelabels ein. Zum Beispiel habe ich auf Instagram Fotos von mir in Dessous für Savage X Fenty gepostet, das Unterwäschelabel von Rihanna. Ich habe dafür viele Hass-Kommentare bekommen: Man sollte einen Körper wie meinen nicht so zeigen, hieß es darin.

Mich hat das noch weiter angestachelt. Ich hoffe, dass ich mit meinen Posts anderen Frauen dabei geholfen habe, sich wohler zu fühlen. Dass ich eine Beeinträchtigung habe, heißt doch nicht, dass ich mich verstecken muss. Und Unterwäsche ist das Normalste der Welt.

Schönheit hat für mich viel mit Selbstakzeptanz zu tun. Jeder kann schön sein, dafür gibt es keine Voraussetzung. Gestern war ich auf einem Konzert und hatte neue Schuhe an, die ich mit einem farblich passenden Oberteil kombiniert habe. Da habe ich mich schön gefühlt. Mittlerweile passiert mir das öfter.

Durch meinen Kleinwuchs habe ich ein Hohlkreuz, außerdem ein kräftigeres Becken und einen eben solchen Po. Früher habe ich sehr oft gehört, ich solle meinen Po kaschieren, also immer ein Top auswählen, das weit und lang genug ist, ihn zu bedecken und um Gottes Willen keinen Rock tragen, denn Röcke fallen aufgrund meines Hohlkreuzes vorne länger als hinten. Jahrelang hat mich das davon abgehalten, Dinge einfach auszuprobieren. Dabei ist es viel wichtiger, dass ich mich in einem Outfit wohlfühle. Das strahle ich dann auch aus, werde positiver wahr-

genommen und bekomme eher Komplimente.

Mode muss definitiv inklusiver werden. Es gibt für mich viele Hürden und nur einen Weg, diese zu meistern: mit Geld. Wenn mir etwas gefällt und nicht passt, bringe ich es zum Änderungsschneider. Da kann ich sehr pingelig sein, besonders bei Hosen. Ich möchte nicht, dass sie nur abgeschnitten und umgenäht werden, sondern dass der originale Saum unten drankommt. Auch das Kürzen von Ärmeln bei Winterjacken ist für meinen Schneider eine Herausforderung.

Ich shoppe fast nur online, in Geschäften ist die Frustration zu groß. Das fängt schon bei den Umkleiden an. Die wenigsten sind barrierefrei. Oft gibt es Vorhänge, die man mit einer Öse oben festhaken muss. Allein dafür müsste ich schon jemanden um Hilfe bitten. Viele Vorhänge sind außerdem so knapp geschnitten, dass man

„Die wenigsten Umkleiden sind barrierefrei“

mich dahinter wegen meiner kurzen Beine bis zur Unterhose sehen kann.

Ich bin Content Creator. Je mehr Reichweite ich auf Social Media generiere, desto mehr negative Kommentare bekomme ich. Von den einen Leuten höre ich, dass ich mich zu freizügig zeige, andere wollen, dass ich noch mehr zu mir stehe. Inzwischen habe ich verstanden, dass nicht ich das Problem bin, wenn sich jemand durch meine Posts getriggert fühlt.



Janina Nagel, 31, ist Content Creator aus Berlin
Foto: privat

„Kleidung sieht im Sitzen komplett anders aus“

Es hat sehr lange gedauert, bis ich gelernt habe, meinen Körper und mich selbst zu akzeptieren. Ich bin behindert geboren, habe aber erst mit Anfang 20 begonnen, mich damit zu identifizieren, ohne mich zu schämen. Nach und nach habe ich gemerkt, dass das, was ich anziehen bekommen habe, nur ein gesellschaftliches Konstrukt ist: Nämlich, dass ich bestimmte Teile an meinem Körper nicht schön finden darf. Seitdem weiß ich, dass es schon fast eine Form von Protest ist, mich selbst gut zu finden.

An Mode und Make-up war ich schon immer interessiert, habe mich aber oft nicht repräsentiert gefühlt. Zum Beispiel in Onlineshops: Leute, die keinen Rollstuhl nutzen, wissen das oft nicht, aber Kleidung

sieht im Sitzen komplett anders aus als im Stehen. Woher soll ich beispielsweise wissen, wie die Hose an mir aussieht, wenn die Models alle stehen? Zumal Hosen im Sitzen oft viel zu kurz sind.

Dass ein paar Modefirmen mittlerweile auch mit behinderten Models arbeiten, ist positiv, meist sind das aber bisher Personen, die abgesehen vom Merkmal Behinderung als sehr normschön wahrgenommen werden. Sie sind zum Beispiel meistens schlank, weiß und haben norm schöne Gesichter. Wirklich divers ist das oft noch nicht.

Im Alltag haften egal, wo ich mich aufhalte, die Blicke auf mir. Teilweise sind sie sehr abwertend, aber auch neugierig, fast schon sensationsgierig oder aber mitleidig. Es gibt Menschen, die stehenbleiben,

die sich umdrehen, die mit dem Finger auf mich zeigen. Manchmal höre ich auch Aussagen wie: „Dafür, dass du im Rollstuhl sitzt, bist du echt schön.“ Aber warum denn dieses „dafür“? Ist der Rollstuhl ein Makel, den ich mit Schönheit wieder aufwiegen muss? Warum bedingt sich das?

Für mich hat Schönheit viel mit dem Charakter von Menschen zu tun. Wenn eine Person den Mund aufmacht und nur diskriminierende Worte herauskommen oder sie sich generell gegen ihren Mitmenschen gegenüber verhält, kann sie äußerlich so schön sein, wie sie will. Menschen können andererseits auch immens an Schönheit gewinnen, wenn sie genau das eben nicht tun, respektvoll sind und nicht alles sofort bewerten.



Luisa L'Audace, 27, Aktivistin, Autorin und Beraterin für Inklusion und Antidiskriminierung aus der Nähe von Bremen
Foto: privat

Stellen Sie sich vor, es gäbe ein Medikament, mit dem Dicksein einfach weggespritzt werden könnte. Auf einmal wären alle schlank. Diskriminierung dicker Menschen und anstrengende Diäten wären abgeschafft. Alle würden essen, worauf sie Lust haben, Sport würde nur noch aus Spaß an der Freude betrieben. Wer in so einer Welt noch dick wäre, hätte sich selbst dazu entschieden und müsste eben mit den Konsequenzen leben.

Seitdem die Abnehmspritzen Ozempic und Wegovy in den vergangenen Jahren enorme mediale Aufmerksamkeit bekommen haben und vor allem unter US-amerikanischen Promis immer beliebter geworden sind, stellt sich manch eine_r so die Zukunft vor. Als gehörten dicke Menschen zu den großen Gewinnern innen der Spritzen – dabei sind Gewinn und Verlust ganz anders verteilt.

Eigentlich handelt es sich bei Ozempic und Wegovy um Diabetesmedikamente. Sie haben jedoch eine Nebenwirkung, die sich für den dänischen Hersteller Novo Nordisk als Sechser im Lotto herausstellte: Sie drosseln das Hungergefühl und werden nun als Abnehmspritzen gehandelt. In der Berichterstattung wird der Stoff als „Game Changer“ bezeichnet. Auf TikTok häufen sich Erfahrungsberichte. Diabetespatient_innen dagegen beklagen Lieferengpässe. Der Hype ist längst nicht mehr aufzuhalten.

Oliver Mann leitet das Adipositaszentrum des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf (UKE). Sogenannte Abnehmspritzen werden auch dort immer gefragter. Er steht der Entwicklung kritisch gegenüber: „Die Bezeichnung ‚Game Changer‘ ist zu diesem Zeitpunkt noch absoluter Quatsch.“ Zwar hat die medikamentöse Adipositas-therapie eine lange Geschichte und war, bis Ozempic auftauchte, erfolglos. Nur ein Bruchteil der Patient_innen jedoch komme für die Behandlung infrage.

„Man kann strukturelle Dickenfeindlichkeit nicht wegspritzen“

Elisabeth Lechner, Kulturwissenschaftlerin

„Wir haben häufig Patienten, die 250 Kilo wiegen. Bei einem so hohen Gewicht können wir schon von vornherein sagen, dass die Spritzen nichts bringen.“ Denn die Macht des Medikaments sei beschränkt. Abgenommen werden könnten damit höchstens 20 Kilo, so Mann, weshalb es sich nicht für stark übergewichtige Menschen eigne. Andere litten unter schweren Nebenwirkungen wie Übelkeit, Erbrechen und Durchfall.

Zudem müsse man sich bewusst machen, dass das Medikament nach aktuellem Stand nicht absetzbar sei. Denn dann könne es wieder zur Gewichtszunahme kommen. Auch Langzeitdaten gibt es noch keine. „Man sieht, dass die ersten Prominenten, die den Boom mit ausgelöst haben, schon wieder zunehmen“, sagt Mann.

Novo Nordisk ist währenddessen zum wertvollsten Unternehmen Europas gewachsen. Im weltweiten Ranking liegt der Pharmakonzern auf Platz 14. Mann merkt das in seinen

Sprechstunden. „Völlig ungeeignete Menschen fragen das Medikament an, um ein paar Kilo zu verlieren“, sagt er. „Wir behandeln aber nicht das Gewicht an sich, wir behandeln die begleitenden Nebenerkrankungen, die todbringend und auf Dauer lebensverkürzend sind.“

Außerdem seien es oft arme Menschen, die an Adipositas erkrankten. Aber das Bild von Ozempic oder Wegovy als schnelle Abnehmlösung ignoriert, dass die Ursachen dafür nicht mit Spritzen lösbar sind. Denn abgesehen von den medizinischen Problemen, die mit den Medikamenten einhergehen, gibt es auch gesellschaftliche.

Arme Menschen werden medizinisch schlechter versorgt, können sich gesundes Essen seltener leisten und haben aufgrund von mehreren Jobs oft weniger Zeit, dieses zuzubereiten. Auch Schichtarbeit, die schlecht für den Stoffwechsel ist, verrichten eher ärmere Menschen. All das kann zu Übergewicht führen.

Übergewichtige Menschen seien in vielen Lebensbereichen stark benachteiligt, sagt die Kulturwissenschaftlerin Elisabeth Lechner. Körperliche Schmerzen etwa würden oft nicht ernst genommen. „Einer dicken Person kann es passieren, mit starken Bauchschmerzen und dem ärztlichen Rat, 20 Kilo abzunehmen, nach Hause geschickt zu werden – obwohl sie eigentlich an einer Blinddarmentzündung erkrankt ist.“ Auch auf dem Arbeitsmarkt werden dicke Menschen diskriminiert, seltener zu Vorstellungsgesprächen eingeladen und bekommen zudem ein niedrigeres Gehalt. All diese Nachteile können wiederum in Armut resultieren.

Und diesem Kreislauf sollen nun die Spritzen ein Ende setzen? Das wird kaum funktionieren. Denn Wegovy, das ausschließlich für die Behandlung von Adipositas zugelassen ist, kostet im Monat etwa 300 Euro. Zudem verberge sich ein strukturelles Problem hinter dem Hype, sagt Lechner: Der sei nur ein weiteres Symptom dafür, dass die Gesellschaft zutiefst dickenfeindlich sei.

Lechner fordert, dass die mediale Verbreitung und Werbung, zum Beispiel durch Influencer_innen, eingedämmt werden müsse. Zudem brauche es ein Gesetz, das Diskriminierung aufgrund von Körpergewicht verbietet. „Man kann strukturelle Dickenfeindlichkeit nicht wegspritzen.“

Lechner hält die Abnehmspritzen für einen Trend. Trends suggerieren, dass es ein neues, anstrengenswertes Ideal gibt. In den frühen 2000ern waren das noch recht magere Körper: Kate Moss prägte den *heroin chic*, ein großer Hintern war eine Beleidigung, und die Cover der Boulevard-Presse bildeten die Speckröllchen von Stars ab. Später dann, noch bis vor einem Jahr ungefähr, waren Kurven gefragt. Besonders Operationen wie die durch die Kardashians bekannt gewordenen *Brazilian Butt Lifts* wurden populär.

Jetzt schwingt das Pendel erneut in die andere Richtung. *Buccal Fat Removals* – die Entfernung des Fetts aus den Wangen – liegen heute im Trend. Passend dazu die Abnehmspritzen. Das müsse innerhalb der kapitalistischen Logik so sein, sagt Lechner. Sonst gäbe es schließlich nichts zu verkaufen. „Dieselben Schönheitschirurg_innen, die Hintern und Brüste vergrößert haben, verkleinern sie jetzt.“ Nicht nur Dienstleistungen wie OPs, auch diverse Produkte finden so wieder Platz auf dem Markt.

Vor allem unter US-amerikanischen Promis sind Abnehmspritzen beliebt. Geworben wird dafür großflächig wie hier in New York
Foto: RO



Der Hype um die Spritze

Das Diabetesmedikament Ozempic gilt als Wundermittel zum Abnehmen. Wenn es sich durchsetzt, gewinnt vor allem das Unternehmen dahinter

Von Valérie Catil

Novo Nordisk profitiert von diesen Trends und betreibt zudem Werbung. Obwohl hierzulande direkte Werbung für verschreibungspflichtige Medikamente verboten ist, schaltet das Unternehmen beispielsweise auf Instagram Anzeigen, die allgemeine Informationen zu Übergewicht enthalten. Zudem wird vermutet, dass der Pharmakonzern Einfluss auf die Ärztschaft nimmt. An die Deutsche Adipositas-Gesellschaft (DAG) hat Novo Nordisk im vergangenen Jahr 145.000 Euro gespendet. Dessen Leiter

Jens Aberle hat sich in den Medien fast ausschließlich positiv über Abnehmspritzen geäußert und in der *Bild*-Zeitung einen Gastbeitrag darüber geschrieben. Oliver Mann, der ebenfalls DAG-Mitglied und außerdem Aberles Kollege am UKE ist, fordert: „Solche Spenden müssen unbedingt unabhängig überprüft werden.“ Andererseits ginge ohne Geld in der Medizin, wo wenig investiert und Forschung teuer ist, nun mal nichts. Trotzdem warnt er: „Immer wenn Geld im Spiel ist, gibt es Interessen. Und diese Interes-

sen stimmen nicht immer mit denen des Patienten überein.“ Sollte es irgendwann Studien mit Langzeitdaten geben, die belegen, dass Ozempic oder Wegovy auch gegen gefährliche Begleiterkrankungen wie Bluthochdruck, Arthrose oder Herzinfarkte dauerhaft wirken, würden die Medikamente wohl von der Krankenkasse gedeckt, antizipiert Mann. „Dann würden neben der langfristigen Kontrolle der Nebenerkrankungen auch die damit einhergehenden immer weiter steigenden Behandlungskosten ‚behandelt‘.“ Bis da-

hin fordert auch er, jegliche Art von Werbung für die Spritzen zu verbieten und diese mit Vorsicht zu verschreiben. „Gerade werden sie verschrieben wie Kaugummi. Und deshalb entstehen Lieferengpässe.“

Verlierer dieses Booms sind nicht nur Diabetespatient_innen, die auf das Medikament angewiesen sind, sondern auch dicke Menschen. Gibt es nicht genügend Aufklärung, um die Spritzen kritisch zu betrachten, könnten Übergewichtige künftig noch mehr unter Stigmatisierung leiden.

Anzeige



Das Dossier »Feminist Voices Connected« fragt nach feministischen Strategien im Umgang mit globalen und lokalen Formen von Sexismus und Antifeminismus. Wissenschaftlerinnen, Aktivistinnen, Anwältinnen und Künstlerinnen aus der ganzen Welt sind eingeladen, von ihren Erfahrungen zu berichten.

gwi-boell.de/feminist-voices-connected

Gender Mediathek

Die Gender-Mediathek ist ein kollaboratives Projekt, das bei der Suche nach feministischen und geschlechterbezogenen audiovisuellen Lehr- und Lernmaterialien unterstützt.

gender-mediathek.de



Antifeminismus begegnen – Demokratie stärken

Das Projekt sensibilisiert staatliche und zivilgesellschaftliche Akteur*innen, Multiplikator*innen sowie (junge) Erwachsene für die demokratiegefährdenden Auswirkungen von antifeministischen Denkweisen, Ideologien und Verhaltensweisen.

antifeminismus-begegnen.de

HEINRICH BÖLL STIFTUNG
GUNDA WERNER INSTITUT
Feminismus und Geschlechterdemokratie

www.gwi-boell.de
030.285 34-122
gwi@boell.de

Gunda.Werner.Institut
[@gwi_boell](https://twitter.com/gwi_boell)
[gwi_feminismus](https://www.instagram.com/gwi_feminismus)

06 feministischer kampfstag



Montgomery, Alabama 1956: Ein Jahr zuvor hatte sich Rosa Parks geweigert, ihren Sitzplatz im Bus für einen Weißen freizugeben Foto: imago



Suffragetten demonstrieren 1911 in London für ein allgemeines Frauenwahlrecht Foto: imago



Mexiko-Stadt, Hunderte demonstrieren am Internationalen feministischen Kampfstag 2019 gegen Gewalt an Frauen Foto: Carlos Tischler/imago

Ästhetik des Widerstands



New York, Christopher Street Day 1970: Der erste Jahrestag des Stonewall-Aufstands der LGBT-Bewegung Foto: getty



Mitglieder der 2008 in Kyjiw gegründeten ukrainischen Gruppe Femen protestieren 2022 in Berlin gegen Gewalt an Frauen Foto: Filip Singer/epa



Die damals 28 Jahre alte Krankenschwester Ieshia Evans bei Protesten gegen rassistische Polizeigewalt 2016 in den USA
Foto: Jonathan Bachman/reuters

imago



Warschau, November 2022: Frauen demonstrieren mit dem Symbol des Frauenstreiks vor dem Haus von PiS-Chef Jarosław Kaczyński. Die Regierungspartei hatte Schwangerschaftsabbrüche faktisch verboten Foto: Attila Husejnow/picture alliance



Istanbul 2022: Iranische Bürger:innen, die in der Türkei leben, protestieren nach dem Tod von Mahsa Jina Amini gegen das iranische Regime Foto: Tolga Ildun/imago



Berlin 1991: Kampf gegen den Paragraphen 218
Foto: Anna Weise

Von Martina Mescher

Die britischen Suffragetten haben vor mehr als 100 Jahren an Protestformen und Widerstand so ziemlich alles durchdekliniert, was man sich vorstellen kann. Vom zivilen Ungehorsam bis zu Militanz und Hungerstreik. Um Wirkmacht zu entfalten, braucht Protest die Inszenierung im öffentlichen Raum. Wer politisch etwas ändern will, muss Aufmerksamkeit generieren.

Ein Meer aus Tausenden von Frauen in Grün, Weiß, Violett – den Farben der Bewegung –, die im Londoner Hyde Park gleichzeitig den Protestslogan „Votes for Women“ skandierten, mit dem „March of the Women“ gibt es eine eigens für die Suffragetten komponierte Protesthymne. Die Klaviatur der Aufmerksamkeitsökonomie spielten die Aktivistinnen virtuos, mit spontanen Demos und choreografierten Paraden, dem Anketten an öffentlichen Gebäuden oder beim Museumsbesuch mit Fleischerbeil-Attacken auf Gemälde wie „Die Venus vor dem Spiegel“ von Velázquez. Damit gewannen die radikalen Suffragetten Mitstreiter:innen, aber auch Gegner:innen, und das, lange bevor sie unter der Losung „Taten statt Worte“ Fensterscheiben einwarfen und Brandanschläge verübten.

„Mannsweiber“, „Rabenmütter“, „verhärtet“, aber auch „unersättlich“, oder, „zu hässlich, um einen Mann abzubekommen“ – damals kursierten entsprechende misogynen Karikaturen, bei Straßenschlachten prügelten Polizei und auch Passanten auf die Demonstrantinnen ein. „Emanzen“ war das Schimpfwort für Aktivistinnen der 1970er Jahre, Hate Speech und Gewalt ge-

hörten schon immer zum Repertoire von Antifeminismus und Queerfeindlichkeit.

Angesichts des globalen Trends zum Autoritarismus sorgen sich immer mehr Menschen um die Demokratie, den liberalen Rechtsstaat. Das Interesse für feministische Proteste ist entsprechend groß, denn die Selbstbestimmungsrechte von Frauen sind regelmäßig die ersten, die in autoritären Regimen beschnitten werden. Tatsächlich sind es seit einigen Jahren oft Frauen, die Massenproteste initiiert haben – nicht nur für Pro-Choice und gegen Femicide, sondern auch bei Black Lives Matter oder der Klimabewegung. Wenn immer öfter Fotos von Frauen zu Protestikonen werden, sagt das etwas über den Stand der gesellschaftlichen Rezeption aus. Für das Foto von Ieshia Evans, die bei einer Demonstration 2016 gegen Polizeigewalt und Rassismus im US-Bundesstaat Louisiana aufrecht und ruhig schwer bewaffneten Polizisten gegenübersteht, bekam der Fotograf den World Press Photo Award.

Betrachtet man das Bild, kommen einem historische Bilder in den Sinn: Rosa Parks, die Ikone der Bürgerrechtsbewegung, die erhobene Faust der Black-Power-Bewegung oder der „Tank Man“, der sich während des Massakers am Platz des Himmlischen Friedens mit zwei Einkaufstüten in der Hand vor die Panzer stellte. Intuitiv begreift man, was mit Hannah Arendts Diktum vom Recht, Rechte zu haben, gemeint ist.

Der Slogan von Irans feministischer Bewegung bringt es auf den Punkt: Frau, Leben, Freiheit. Unter solchen Machtverhältnissen ist jede noch so kleine öffentlich gezeigte Protestgeste lebensgefährlich.

08 feministischer kampf tag

Shudu Gram:
Zu schön, um
echt zu sein?
Screenshot:
Instagram @
shudu.gram



Lil Miquela hat sogar einen real existierenden Friseur
Screenshot: Instagram @lilmiquela

Lass die bitte echt sein

Die digitalen Models aus dem Influencer-Marketing zeigen, wie nahbar auch KI-generierte Schönheiten bald sein könnten

Von Raoul Spada

15 Milliarden Bilder sind nach Schätzungen der Anbieter bereits mit künstlicher Intelligenz erstellt worden – und mehr als 34 Millionen kommen täglich dazu. KI-Bildgeneratoren sind jetzt für so viele Bilder verantwortlich, wie in den ersten 150 Jahren der Fotografie weltweit aufgenommen wurden. Zeitgemäßer gesagt entspricht das einem Drittel aller Bilder auf Instagram.

Die Bilder sind noch nicht perfekt. Hier und da tauschen auch beim besten KI-Modell mal die Füße das Bein. Aber sehr bald schon werden diese Bilder nicht mehr durch bloße Betrachtung unterscheidbar sein. „Bereits heute fällt das nicht mehr leicht“, sagt Niels Pinkwart vom Deutschen Forschungszentrum für Künstliche Intelligenz. Zurzeit sei die Qualität der Bilder aber noch abhängig vom eingesetzten Aufwand – und damit vom Geld.

Im Influencermarketing, das nach Schätzungen der Agentur kolsquare allein in Deutschland 1,4 Milliarden US-Dollar wert sein soll, steckt genau das

Zwischen 250 und 5.000 Dollar sei Marken ein einzelner Post wert. Virtuelle Influencer*innen sind laut Jeanette Okwu vom Bundesverband Influencermarketing deswegen schon jetzt ein wachsender Trend. Die Figuren brächten den Marken größere Kontrolle – und auch die Möglichkeit, „kuratierte Influencer-Persönlichkeiten für jedes Zielsegment“ zu erschaffen.

Erste Versuche gibt es: Sie heißen Emily Pellegrini, Aitana Lopez oder Sika Moon und sehen seltsam glatt und charakterlos aus. Ausnahmslos sind sie weiblich, haben übermenschliche Körper und oft ziemlich wenig an. Vielleicht blieben deshalb die großen Marken-Deals bisher aus. Nutzer*innen kommentieren die Bilder trotzdem: „Manche sind einfach gesegnet“, oder „Du bist wunderschön“ steht darunter.

Deutlich erfolgreicher ist da Lil Miquela, 2,6 Millionen Follower, die auf dem Bild mit „ihrem“ neuen Elektroauto einen Kussmund in Richtung Betrachter*in wirft, lässig für eine glo-

bale Modemarke modelt oder mit ihrem real existierenden Friseur posiert. Miquela ist kein KI-Produkt, sondern aufwendig digital animiert. Genau wie Shudu.gram, 240 Tausend Follower*innen – laut der dahinterstehenden Agen-

„Der schönste Mensch, den ich je gesehen habe. Die Haut und alles, das gibt so viel!“

Instagram-Nutzerin über das erste digital animierte Supermodell

tur das „weltweit erste digitale Supermodell“. Auf Shudus Instagram-Kanal sind fotorealistische Bilder wie vom Cover eines Hochglanzmagazins zu sehen: eindrucksvolle Kleider, harte Schlag Schatten, gezielt eingesetzte Farben, die

perfekte Haut – und Proportionen wie von einer Barbiepuppe. Der ist sie laut ihrem Schöpfer Cameron-James Wilson auch nachempfunden. „Das schreit Luxus“, kommentiert jemand unter einem Werbebild für ein High-Fashion-Label. „Der schönste Mensch, den ich je gesehen habe. Die Haut und alles, das gibt so viel!“ Daneben ein vermeintlicher Schnapsschuss: Shudu beim Kaffeetrinken mit ihrem Kollegen, auch der makellos schön. Die sorgsam kuratierte Bildunterschrift sagt, Shudu hätte ein total inspirierendes Buch gelesen. „Sind die beiden echt? Die Haut leuchtet. Ich liebe es! Sind die bitte echt?“ fragt eine Nutzerin.

Für den gewünschten Effekt müssen Influencer*innen nicht nur schön sein, sondern auch nahbar. Damit haben die KIs zurzeit aber noch ihre Probleme. Denn so wie ChatGPT Regelmäßigkeiten in der Sprache erkennt und damit am Ende wahrscheinliche Wörter errechnet, produzieren KIs wahrscheinliche Bilder.

Anhand einer kurzen Texteingabe, dem Prompt, schälen die als Diffusoren bezeichneten Bildgeneratoren aus einem Bildrauschen, wie man es von alten Röhrenfernsehern kennt, in vielen kleinen Schritten immer wieder das nächstwahrscheinliche Bild heraus. Aus riesigen Datenmengen haben sie zuvor wahrscheinliche Muster gelernt. Oft ist das Ergebnis recht schön, selten überraschend, häufig stereotyp und meistens ziemlich glatt poliert. Ob Midjourney, Stable Diffusion oder Dall-E – das eint die Modelle alle: Irgendetwas fehlt.

Lange wird das allerdings nicht so bleiben. Während die KI-Modelle zunehmend besser werden, experimentieren Nutzer*innen in Foren mit Prompts und Zusatzprogrammen, mit Kontrollnetzwerken und Anpassungsmodellen. Sie haben ein großes gemeinsames Ziel: Aufwendig bügeln sie Unregelmäßigkeiten in die digitalglatte Haut hinein – für ein bisschen Charakter.

Propaganda mit dem Kochlöffel

Die „Tradwives“ kochen, erziehen die Kinder und gehorchen den Männern. Die Inszenierung als traditionelle Hausfrau dockt an rechte Ideologien an

Von Ann Toma-Toader

Finger mit beige lackierten Nägeln rollen Teig aus, ziehen betont sanft die Schleife der Küchenschürze enger, arrangieren Blumenvasen und schreiben Tagebuch. Nebenbei beantwortet die Frau hinter dem Instagram-Account „Tradwifefactory“ Fragen von ihren gut 12.000 Followern: Wie hört man als Ehefrau auf zu nörgeln? Wie entspricht man den optischen Vorstellungen des Ehemannes? Und was sind eigentlich die Aufgaben einer Ehefrau?

Die Antwort: Sie putzt, geht einkaufen, kocht. Sie gebärt Kinder und zieht sie auf, richtet das Haus schön ein und achtet auf ein gepflegtes Äußeres. Die Anfang-30-Jährige, die ihren echten Namen bei Instagram nicht preisgibt, bezeichnet sich als Tradwife. Hinter dem Social-Media-Trend stehen meist weiße, gut situierte Frauen, die es sich

leisten können, nur vom Einkommen ihres Ehemanns zu leben und die sich in sozialen Medien als traditionelle Hausfrau inszenieren.

Das Phänomen stammt aus den USA, erfährt aber auch in Deutschland immer mehr Zuwachs. In unzähligen Videos auf Instagram oder Tiktok präsentieren Tradwives oder unverheiratete Stay-At-Home-Girlfriends, ihren Alltag, in der Regel untermalt mit sanfter Mu-

In Deutschland macht die AfD sich solche Vorbilder zunutze. Sie wirbt mit Sprüchen wie: „Traditionell? Uns gefällt’s!“

sik und einem weißwaschenden Filter. Gerechtfertigt wird die Rückkehr zum „traditionellen Familienbild“ oft mit dem christlichen Glauben, der aus ihrer Sicht gebietet, dass Frauen in die Küche und Männer in die Minen gehören.

Viele der Frauen beschreiben den Lebensstil, den sie propagieren, als einen selbstbestimmten. Schließlich bedeute Feminismus doch, dass Frauen sich ihr Leben so aussuchen und gestalten dürfen, wie sie wollten. Dabei reproduzieren sie vor allem veraltete Geschlechter- und Familienstereotype. Familie bedeutet Mutter, Vater, Kind. Sie kümmert sich, er geht arbeiten. Heterosexualität ist die Norm, es gibt nur zwei Geschlechter. In den USA unterrichten Tradwives ihre Kinder. Ihre Sprösslinge sollen gut behütet zu Hause aufwachsen und bloß nicht mit der

Diversität der realen Welt in Berührung kommen.

Viele dieser Accounts vermeiden es bewusst, ihre Botschaften als politisch zu verkaufen. Doch die Grenzen sind fließend, und vom harmlosen Backvideo bis zur parteipolitischen Werbung ist es nicht weit. Schon im US-Wahlkampf 2016 trendete das Hashtag #Make-TraditionalHousewivesGreatAgain. Darunter versammelten sich unzählige Posts von Frauen, die sich beim Verrichten häuslicher Aufgaben filmten und dabei Trump dafür danken, dass er die traditionellen Eherollen wieder auf die Beine stellt. Dabei wird nicht nur mit hübschen Kleidern und frischem Sauerteig geworben, sondern manchmal auch mit Waffen und damit, als starke Hausfrau seine Rechte verteidigen zu müssen.

In Deutschland macht die AfD sich genau solche Vorbilder zunutze. Sie wirbt mit Sprüchen auf Wahlplakaten wie: „Traditionell? Uns gefällt’s!“, oder: „Neue Deutsche? Machen wir selber“ neben einem schwangeren Bauch. Nicht zufällig fordert die Partei höhere Geburtenraten unter Deutschen und ein Verbot von Schwangerschaftsabbrüchen.

Die AfD weiß, wie man Social Media für die eigene Zielgruppe nutzt. Auf einem ihrer Accounts umarmt sich ein Cartoon-Hetero-Pärchen und verspricht sich vom Parteibeitritt eine bessere Zukunft für die eigenen Kinder. Eine junge Frau hält ein Baby an ihre Brust und lächelt es an; darüber ein Aufruf zum Marsch für das Leben, einer christlich-fundamentalistischen Demonstration gegen Zugang zu Schwangerschaftsabbrüchen und Selbstbestim-

mung. In einem anderen Post lächelt ein Paar mit Kind sich verliebt an, während ein Schriftzug verkündet, die AfD stehe an der Seite von Familien. In ihrem Fall wie bei den Tradwives heißt das: an der Seite von *weißen*, heterosexuellen Familien mit Kindern.

Das Phänomen der Tradwives ist also weder unpolitisch noch harmlos. Denn Fragen von finanzieller Sicherheit und einem sorglosen Leben, ohne im sich immer drehenden Rad des Kapitalismus um seine Existenz kämpfen zu müssen, beschäftigen viele junge Menschen. Auch wenn Tradwives und Stay-At-Home-Girlfriends sich nicht immer explizit für rechte Parteien aussprechen oder direkt rassistische und queerfeindliche Aussagen verbreiten. Mit ihrer Inszenierung propagieren sie doch ein Weltbild, in dem genau dies die Norm ist.

Interview **Patricia Hecht** und **Dinah Riese**

Grünen-Politikerin **Tessa Ganserer**: „Für Frauen gibt es kein Stück Stoff, das uns vor Gewalt schützt“
Foto: Sophie Kirchner



taz: Frau Ganserer, was ist für Sie Schönheit?

Tessa Ganserer: Schöne Menschen bringen in meinem tiefsten Inneren etwas zum Schwingen. Es geht gar nicht darum, dass diese Menschen aussehen, wie uns das irgendwelche Hochglanzbroschüren glauben machen wollen. Sondern schöne Menschen leuchten im Inneren.

Was macht Schönheit bei Ihnen selbst aus?

Oh Gott, ich sehe schon wieder manche schäumen, wenn ich darauf antworte. Eigentlich habe ich auch gar keine Lust, zu antworten, weil ich es so leid bin, dass mein Frausein ständig in Frage gestellt wird. Aber gut: Wenn ich in den Spiegel schaue und sehe, dass meine Augen strahlen, wenn ich schmunzle, weil es mir gerade gut geht, dann gefalle ich mir. Dann bin ich auch in der Lage, wirklich frei zu entscheiden, wonach mir ist. Was ich zum Beispiel tragen möchte, wie ich aussehen möchte.

Sie sind nicht immer in der Lage, das frei zu entscheiden?

Ich finde es extrem hart, wie sehr uns gesellschaftliche Normen einbläuen möchten, was wir als schön zu empfinden haben. Wenn ich ehrlich bin, kann ich wahrscheinlich selbst nicht immer auseinanderhalten, ob ich gerade wirklich etwas schön finde oder ob ich einfach so geprägt davon bin, was mir und uns subtil täglich vermittelt wird und was ich deshalb sicher auch selbst zu reproduzieren versuche. Gerade Frauen werden in unserer Gesellschaft viel mehr als männlich gelesene Personen an ihrem Äußeren bewertet und müssen sich viel mehr damit beschäftigen, was schön ist und ob sie diesen Idealen genügen.

Sie haben selbst lange in einer männlichen Rolle gelebt. Hätte sich die Frage nach Schönheit damals für Sie anders angefühlt?

Ich habe lange versucht, eine Rolle zu leben und auszufüllen, die mir von außen zugeschrieben worden ist, die aber nicht meinem Innersten entsprach. Jetzt ist die Gesellschaft in der Lage, mich so wahrzunehmen, wie ich bin. Aber sie trägt gleichzeitig auch bestimmte Maßstäbe und Erwartungen an mich heran. Ich werde permanent auf Äußerlichkeiten und Körperlichkeiten angesprochen oder deswegen verspottet oder angegriffen. Gleichzeitig betrifft das ja nicht nur mich, sondern hat gegenüber Frauen, die in der Öffentlichkeit stehen, System.

Warum geht es da so schnell um Äußerlichkeiten?

Mir ist wichtig zu betonen, dass Welten liegen zwischen dem, was ich im Internet erlebe und in der analogen Realität. Im Alltag habe ich so gut wie nie ernsthafte Probleme. Aber in den sozialen Medien vergeht kein Tag, an dem ich nicht verhöhnt oder beleidigt werde, bis hin zu regelrechter Gewaltandrohung. Bei Hate Speech geht es darum, Menschen zu verletzen, indem man sie beschämt, beleidigt oder bedroht – und sie so letztlich aus dem Diskurs zu drängen. Deshalb trifft so etwas auch signifikant mehr weiblich

„Scham ist ein mächtiges Instrument“

Frauen, die in der Öffentlichkeit stehen, werden permanent auf Äußerlichkeiten angesprochen und verspottet, sagt die grüne Bundestagsabgeordnete Tessa Ganserer

gelesene Personen, queere Menschen, Menschen mit Migrationshintergrund, andere marginalisierte Gruppen und im Allgemeinen Menschen, die auf gesellschaftspolitische Probleme hinweisen. Auf Äußerlichkeiten loszugehen ist dabei besonders verletzend. Durch Mode kann ich ja vielleicht noch etwas ändern. Aber am Körper etwas zu ändern ist natürlich deutlich schwieriger.

Warum ist dieses Beschämen so effektiv?

Das hat, glaube ich, mit der menschlichen Urangst zu tun, von der Gemeinschaft ausgeschlossen zu werden. Diese panische Angst, plötzlich allein gelassen zu werden, ausgestoßen, verlassen. Das ist furchtbar. Und diese Angst davor, überall wo man hinkommt, dieselbe Ausgrenzung zu erfahren, dieselbe Erniedrigung. Scham ist ein mächtiges gesellschaftliches Regulierungsinstrument.

Gibt es gerade bei trans Frauen einen gewissen Druck, klassischen Schönheitsidealen zu entsprechen?

Ich empfinde einen brutalen, manchmal absolut unerträglichen gesellschaftlichen Normierungsdruck auf trans geschlechtliche Körper. Trans Personen wird in unserer Gesellschaft beigebracht, sich für ihre normabweichenden Körper zu hassen. Auch chirurgische Eingriffe, die Körper korrigieren, hinterlassen Narben. Und trotz allem werden trans Personen viel zu oft nicht in ihrem realen Geschlecht wahrgenommen.

Ist das gesellschaftliche Ideal heute zumindest weniger starr als früher?

Schönheitsideale verändern sich. Männer mit langen Haaren sind zum Beispiel überhaupt kein gesellschaftskritisches Statement mehr. Trotzdem sortieren wir unterbewusst 1.000 Mal am Tag Menschen in Kategorien von

„männlich“ oder „weiblich“, „schön“ oder „nicht schön“ ein. Eine Frau mit Glatze oder einem behaarten Gesicht wird noch immer als nicht schön und nicht weiblich gelesen. Und als trans Person werde ich tagtäglich daran gemessen, wie sehr ich gesellschaftlichen Normen entspreche und mich brav ins binäre System einsortiere. Was soll ich denn machen, drauf scheißen? Auf den ganzen Normierungsdruck des binären Geschlechtersystems? Klar, aber das ist echt hart.

Geht es da auch um den Schutz vor Angriffen und Gewalt?

Das spielt eine ganz entscheidende Rolle. Wenn ich mich als weiblich gelesene Person so halbwegs im gesellschaftlich attraktiven Mittelfeld bewege, muss ich schlicht damit rechnen, Cat Calling zu erleben. Und zwar gleich morgens auf den ersten 100 Metern zum Bäcker und bis ich spät abends

in der U-Bahn nach Hause fahre. Für Frauen gibt es kein Stück Stoff, keine Rocklänge, die uns vor sexistischen Übergriffen und Gewalt schützt. Und auf je mehr Ebenen eine Person von der Norm abweicht, desto mehr ist sie gefährdet – sei es, weil sie of Color ist, eine Behinderung hat oder eben transgeschlechtlich ist.

Was bedeutet das für Sie?

Es ist egal, ob ich freundlich lächle oder nicht, ob ich auf Männer stehe oder auf Frauen, ob ich meine Haare kurz oder im Zopf trage, ob ich mir die Lippen und Nägel anmale oder nicht: Wenn mich jemand als trans erkennt, und dieser jemand hat echte Probleme

„Diese panische Angst, plötzlich allein gelassen zu werden, ausgestoßen, verlassen“

mit dem Thema Akzeptanz, dann muss ich eben damit rechnen, im schlimmsten Fall körperliche Gewalt zu erleben.

Was würde es für trans Personen heißen, wenn Geschlechterrollen noch deutlich durchlässiger wären, als sie es heute sind?

Wenn sich Geschlechterrollen plötzlich in Luft auflösen würden, wäre dann gleichzeitig auch alle Geschlechtlichkeit verschwunden? Ich weiß nicht, inwiefern das möglich ist. Trans geschlechtliche Menschen wären dann vielleicht freier. Sie wären glücklicher und selbstbestimmter. Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass sie dann gar keine medizinischen Maßnahmen mehr vornehmen lassen würden.

Würde das nicht gerade dazu beitragen, die Binarität der Geschlechter zu zementieren?

An gesellschaftlichen Normen von Schönheit und Geschlecht etwas zu ändern ist eine enorme, gesamtgesellschaftliche Aufgabe. Trans und nicht binäre Personen machen ein halbes Prozent der Bevölkerung aus. Es kann nicht sein, dass das allein auf unserem Rücken ausgetragen wird. Geschlechterklischees zu sprengen ist verdammt noch mal nicht unser Job! Ich muss es auch niemandem recht machen, außer einer: mir selbst. Ich muss in einen Spiegel schauen können und sagen: So, passt schon. Ich mag dich so, wie du bist.

Tessa Ganserer

46, ist seit 1998 Mitglied der Grünen und war lange Abgeordnete im bayerischen Landtag. 2019 machte sie ihre Identität als Frau öffentlich, 2021 zog sie als eine der beiden ersten offen trans lebenden Abgeordneten in den Bundestag ein. Ganserer ist Försterin.

Anzeige

Morgen in der **wochen taz**

Heiter bis wolkig
Alle reden übers Wetter ... aber wer macht eigentlich die besseren Vorhersagen – der Mensch oder die KI?

Lügendektoren
In Sachsen werden sie bei Vorwürfen von Kindesmissbrauch benutzt – eine höchstumstrittene Praxis

Die Ampel streitet nur?
Nein. Hinter den Kulissen läuft's erstaunlich gut. Bericht aus dem Inneren des Maschinenraums

Am Kiosk oder im Briefkasten • taz.de/wochentaz



Solidarisch schön werden



Friseurin Iptissam Zahia bei der Arbeit Foto: Stella Weiß

Sich schick machen zu lassen, kostet im Grand Beauty Salon in Leipzig kein Geld, ist aber nicht umsonst. Hier werden Schönheitsideale dekonstruiert und nicht reproduziert

Aus Leipzig **Sabina Zollner**

Ein älterer Herr kommt die Treppe des Salons hinunter. „Das hat ja super geklappt“, sagt er. Dass er gerade beim Friseur war, lässt sich an seinen frisch gestutzten Haaren erkennen.

Der Salon ist in einer weißgrünen historischen Stadtvilla in einem Park in Leipzig-Grünau. Bäume und laubbedeckte Wege geben dem Ort etwas Märchenhaftes. Nur Geräusche der nahen Straße und braune Plattsiedlungen im Hintergrund erinnern an die Lage am Rand der Großstadt. „20 Euro kostet der Haarschnitt bei meinem Friseur, das kann ich mir nicht mehr leisten“, erzählt der ältere Herr. In letzter Zeit hat er deshalb seine Haare selbst geschneitten. Dann hat ihm eine Bekannte von dem Grand Beauty Salon von Frauke Frech erzählt.

Frech sitzt im Park vor der Villa und trinkt einen Kaffee. „Und wissen Sie schon, wie unserer Tauschkreislauf hier funktioniert?“, fragt sie, als der ältere Herr mit den frisch geschnittenen Haaren ihr vor der Villa begegnet. „Wir wollen, dass alle, die hierher kommen, auch etwas in die Gemeinschaft geben.“ Der Mann räuspert sich, wirkt etwas verdutzt: „Also, Singen oder Tanzen kann ich nicht.“ Es stellt sich heraus, dass er schon etwas Geld gespendet hat.

Frauke Frech ist Künstlerin und Gründerin des Grand Beauty Salons. Jeden Freitag nachmittag können Menschen hierher kommen, um sich kostenlos die Haare schneiden, sich massieren oder schminken zu lassen. Auch Augenbrauen werden gezupft. Finanziert wird das Angebot mit Stiftungsgeldern, Spenden sowie Mitteln aus dem

Förderprogramm „Orte der Demokratie“ des Landes Sachsen. Etwa 15 Leute zwischen 20 und 70 Jahren gehen pro Woche ein und aus.

Im Team arbeiten neben Frech sieben weitere Leute. Die meisten sind gelernte Friseur:innen, Masseur:innen oder Make-Up-Artist:innen. Sie kommen aus Afghanistan, Deutschland, Mexiko, dem Libanon, Libyen, Portugal und Syrien. Viele können ihren Beruf nicht in Deutschland ausüben, weil ihr Abschluss hier nicht anerkannt wird oder sie noch keine Arbeitserlaubnis haben. Hier können sie ungezwungen ihre Fähigkeiten ausleben und das machen, was sie lieben, sagt Frech. Als Ehrenamtliche können sie in dem Salon mitwirken, manche sind als Mini-Jobber:innen angestellt.

Während Frech vor der Villa auf einem Stuhl sitzt, kommen immer wieder Frauen mit Kindern an, grüßen sie herzlich, verschwinden dann im Haus. Es ist überraschend warm an diesem Freitag Mitte Februar. „Schönheit ist für mich vor allem eine Solidarisierung untereinander“, sagt Frech bestimmt. Freiheit und die Möglichkeit, das eigene Selbst ausleben zu können, hängen für sie eng zusammen. Der Salon gibt dafür einen Rahmen. Schönheitsideale sollen hier dekonstruiert statt blind reproduziert werden. Dabei geht es um den Austausch über ästhetische Normen – etwa die Frage, warum Menschen wie aussehen wollen und welche Vorstellungen von Schönheit dahinterstecken. Nur mit der Auseinandersetzung mit diesen Normen können Menschen lernen, einander respektvoll zu begegnen und Fürsorge für sich selbst und andere entwickeln, ist Frech überzeugt. „Wenn wir unsere eigene Schönheit anerkennen, können wir sie auch besser in dem anderen sehen“, sagt sie.

Wie eine inklusive Gesellschaft funktionieren kann, beschäftigt Frech schon länger. Die 42-jährige studierte Performancekunst in Genf und in Kiel. Als Künstlerin fehlte ihr jedoch immer der Kontakt zu einem Publikum fernab der Bühne. 2014 war sie als Gastkünstlerin in einem interkulturellen Ho-

stel in Augsburg, in dem Asylbewerber gemeinsam mit Tourist:innen untergebracht sind. Dort lernte sie Geflüchtete kennen, die in ihren Herkunftsländern im Beautybereich arbeiteten, und entwickelte die Idee für Grand Beauty.

In den Jahren 2018 und 2019 tourte Frech mit einem mobilen Salon durch Sachsen. Seit zwei Jahren ist der Friseurladen fest in Leipzig stationiert. Das Haarschneiden und Massieren brachte sie sich selbst bei, eine Ausbildung im Schönheitsbereich hat sie nicht. Für sie hängt das Handwerk eng mit ihrer künstlerischen Praxis zusammen. „Das Erscheinungsbild und das Haar werden zum künstlerischen Material, aber auch die Wünsche der Person

„Wenn wir unsere eigene Schönheit anerkennen, können wir sie auch besser in dem Anderen sehen“

Frauke Frech, Salonbetreiberin

fließen mit ein.“ So entstehe ein Dialog, in dem die äußeren und inneren Anliegen ausgehandelt werden können.

Der Salon soll ein Ort der Begegnung sein, an dem Menschen ins Gespräch kommen, die sonst keine Berührungspunkte haben. Bestenfalls werden so auch Vorurteile abgebaut. „Es ist dieses zusammen Wohlgefühl, das dieser Raum ermöglicht. Und durch die verschiedenen Sprachen und Kulturen erweitern wir alle unseren Blick“, erklärt die Künstlerin. Deshalb will das Team keine klassischen Kund:innen, sondern Personen, die sich aktiv am Geschehen vor Ort beteiligen. Ein älteres Paar komme beispielsweise regelmäßig zum Haare schneiden, berichtet Frech. Im Gegenzug hilft es beim Gärtnern. Kuchen backen, bei Behördengängen

unterstützen oder mal Putzen, all das kann eine Gegenleistung sein. Aber auch Spenden für die Schönheitsbehandlungen werden akzeptiert.

Begegnen können sich Besucher:innen in der Villa in zwei großen Räumen, die über eine Flügeltür verbunden sind. In einem der Zimmer lädt ein Sofa zum Verweilen ein, in der Ecke werden einer Frau gerade die Augenbrauen vor einem Schminktisch gezupft. In dem anderen Raum befindet sich neben drei Frisörstühlen ein Tisch mit Make-up-Utensilien. Grüner, blauer, violetter Lidschatten, Lippenstifte in allen möglichen Farben stehen darauf. Der Salon ist ein großer Experimentierraum. Auf einem der Stühle sitzt eine junge Frau. Dunkelblauer Lidschatten säumt ihre Augen, die nassen lockig-braunen Haare hängen über ihren Schultern. Die Friseurin Iptissam Zahia ist dabei, ihr die Haare zu schneiden. „Die Haare sind am Ende dünn, deswegen mache ich ihr einen Stufenschnitt“, sagt sie.

Für die 53-jährige Zahia ist der Salon ein zweites Zuhause geworden. Hier kann sie ihren Beruf ausüben, mit anderen Frauen ins Gespräch kommen und vor allem: Deutsch lernen. Sieben Jahre hat Zahia auf ihre Arbeitserlaubnis gewartet, seit zwei Jahren darf sie in Deutschland erwerbstätig sein. Sie ist in dem Beauty Salon als Minijobberin angestellt.

Zahias Familie kommt ursprünglich aus Palästina, ihre Familie wurde mit dem ersten arabisch-israelischen Krieg 1948 aus dem heutigen Israel vertrieben. Sie wuchs in einem Flüchtlingscamp im Libanon auf, hat aber die meiste Zeit ihres Lebens in Libyen verbracht. Dort hatte sie ihren eigenen Frisörsalon. 2015 ist sie mit ihrer Familie und sechs Kindern nach Leipzig gekommen.

Seit zwei Jahren ist sie im Grand Beauty Salon. Das Haarschneiden sei ihr Herz und Blut, noch nie habe sie etwas anderes gemacht, sagt sie. Auch Buchhaltung könne sie. Aber ihre Ausbildung werde in Deutschland nicht anerkannt. Nicht nur das Ignorieren ihrer Qualifikation durch die Behörden ist eine Hürde für sie.

„Ein deutscher Friseur hätte Hemmungen, mich als Frau mit Kopftuch einzustellen“, sagt sie.

Im Alltag ist Zahia antimuslimischem Rassismus ausgesetzt. „Warum trägst du ein Kopftuch?“ oder „Ich hasse Muslime“ – das sind Sprüche, die sie regelmäßig etwa im Supermarkt zu hören bekommt. Sie zeigt auf ihr rechtes, dann auf ihr linkes Ohr: Solche Sprüche gehen bei ihr da rein und da wieder raus. „Was soll man sonst machen?“, sagt sie lächelnd und nimmt eine Strähne in die Hand. Von Vorbehalten in der Branche gegen Frauen mit Kopftuch berichtet auch Frauke Frech. „Das Kopftuch kann ein Hinderungsgrund für eine Ausbildung oder Anstellung sein.“ Eine Bekannte von ihr finde keinen Ausbildungsplatz, weil sie ein Kopftuch trage.

Ende März muss der Beauty Salon die Villa verlassen, denn der Mietvertrag läuft aus. Die Stadt Leipzig hat die Räume bisher zur Verfügung gestellt. Frech ist im Gespräch mit der Stadt über einen neuen Standort. Noch ist keiner gefunden. Sie und ihr Team hoffen, dass ihr Projekt durch den Ortswechsel sichtbar und zugänglicher wird. Denn der Park hat auch Barrieren. Nachts sei er sehr dunkel, was viele Frauen als unangenehm empfänden, berichtet Frech. Und Passant:innen kommen nicht zufällig herein. „Wir wollen aber gerade, dass Menschen uns entdecken, die noch nie von uns gehört haben“, sagt Frech.

Mittlerweile sitzt ein junger Mann auf einem der drei Stühle im Salon. Ein Friseur aus Syrien stutzt sein Haar zurecht. „Welche Sprache spricht ihr hier eigentlich?“, fragt der junge Mann neugierig. „Arabisch, Kurdisch, Englisch, von allem ist was dabei“, antwortet der Friseur. Daneben warten Kinder, die ihr Gesicht mit Tiermustern bemalen lassen wollen. „Ich möchte eine Katze“, ruft ein kleiner Junge der Make-Up-Artistin entgegen. Welche Farbe sie denn nehmen solle, fragt sie ihn. „Warte, ich zeig Ihnen ein Bild“, sagt die Mutter und zückt ihr Telefon. Ihr Sohn möchte das Abbild seines Haustiers ins Gesicht gemalt bekommen.

taz panterstiftung

WE CARE

Das Refugium Auszeit-Stipendium

Verfolgte Journalist*innen aus Ägypten und Iran werden in diesem Jahr 2024 zu Gast in Berlin sein und eine dringend benötigte Auszeit nehmen.

Das Refugium Auszeit-Stipendium ist ein gemeinsames Projekt von Reporter ohne Grenzen und der taz Panter Stiftung.



Spenden unter:

www.taz.de/spenden

oder
GLS-Bank Bochum
BIC: GENODEM1GLS | IBAN: DE97 4306 0967 1103 7159 00

